

Ein verlassener König. Die unter vorstehender Ueberschrift in Nr. 222 d. Bl. gebrachte Mittheilung erinnert einer unserer Mitarbeiter an ein ähnliches Vorkommniß unter Friedrich Wilhelm IV., über welches er uns folgendes mittheilt: Der König war Mitte der 40er Jahre in Neufchatel, das damals unter preussischem Schutze stand, gewesen, hatte dort ein damals ganz neues Kunstmuseum, einen künstlichen kleinen singenden Vogel gelehrt, der ihm so gefiel, daß er sich ein ähnliches Kunstmuseum bestellte. Mehrere Jahre waren vergangen, das tolle Jahr 1848 mit seinen, den König in förmlichst freieswilligen Schlangen war gekommen, und im Sommer dieses Jahres kam der mit Beeustellung des Kunstmuseums beauftragte Kabinetsrat, um dasselbe abzuliefern. Es ist eine noch im Stadtschloß zu Potsdam stehende, sehr schön gemalte, flache Porzellanvase, die vorn eine Uhr, oben einen Strauß künstlicher Blumen trägt und deren ganzer Innenraum mit einem Kunstwerk ausgefüllt ist, das von der Uhr ausgeht wird. Geschichte dieses durch die Uhr aber auch durch eine Repetitionsuhr, dem öffnet sich eine vorn im Strauß angebrachte Nische, aus derselben steigt ein kleines, kaum 3 cm langes Bögchen heraus, das den Schmelz, Flügel, Schwanz und Kopf mit ständlicher Natürlichkeit bewegend, ein Vogelchen schneidet und sich dann in die Nische zurückzieht, die sich wieder schließt. Der König, der die Bestellung lange vergessen hatte, war entzückt von dem Kunstwerk; er er aber hörte, daß es 800 Thaler kosten sollte, lehnte er den Kauf mit einem Hinweis auf die schlechte Zeit ab, und er gab erst Anweisung zur Zahlung, als er hörte, daß er selbst das Werk bestellt hatte.

Gortschakoff und Tyras. Sidney Whistman veröffentlicht unter der Aufschrift: „Drei Tage bei Wismar“ in der „N. Fr. Pr.“ ein Heftchen über den Fürsten Wismar. In demselben wird zum ersten Male jene peinliche Scene, welche Tyras durch einen Angriff auf Gortschakoff veranlaßt, vom Fürsten Wisman selbst geschildert. Gegen Ende der Zeit, so schreibt Whistman, geht Wismar seiner Gunde gegen einen Knochen. Sie sind seine ständigen Begleiter, einer davon war ein Geschenk des jetzigen Kaisers. Einer der Gäste brachte den wohlbestimmten Vorkauf zur Sprache, wie während des Berliner Kongresses Fürst Gortschakoff und Tyras aneinander gerieten. „Die Sache“, sagte Fürst Wismar, „ist ganz falsch dargestellt worden. Gortschakoff unterließ sich mit mir. Als er vom Stuhle aufstand, schien er zu stolpern, und ich sprang hinzu, um ihn zu halten.“ Tyras, augenblicklich in den Wahn, daß wir kämpften, sprang plötzlich von der anderen Seite des Zimmers auf uns zu. Ich rief den Hund an, und Gortschakoff, wohlgerührt erschreckt von dem lauten Ton meiner Stimme (mein Hund war nicht an seinem Ohr), rief aus: „J'étais venu dans le meilleur intentions!“ (Ich war mit den besten Absichten gekommen.) Ich bilde mir ein, es muß ein plötzlicher Anfall von Schwäche bei ihm gewesen sein. Meine Stimme und feineswegs der Hund hatte ihn erschreckt.

Ein arabischer Reichsbericht, um das Jahr 1000 nach Christus verfaßt, über deutsche, insbesondere auch westfälische Städte, ist unlängst von einem britischen Historiker Dr. Georg Jacob herausgegeben worden (im Verlage von Mayer & Müller in Berlin). Der Bericht bietet manches Interessante. Sesei (Sesit) und Baderborn (Baderborn) werden als wohlbesetzte Städte im Lande der Sinesen angeführt; die Besetzung der Besetzung Sinesen auf die Germanen ist bei den Arabern gewöhnlich. In der Nähe von Sesei lieg eine Salzwasser (Essensdorf) oder Meer. Die arabische Namensform für Baderborn ist für die Ableitung des Wortes bemerkenswert. Sehr anschaulich wird die Fortgewinnung in der Gegend von Utrecht (Utrecht) geschildert; dieselbe untercheidet sich fast in nichts von dem noch heute in den westfälisch-niederländischen Grenzgebieten, die an Lormooren (von Lormen) reich sind, nördlichen Besatzungen. Mainz (Mainan) schildert der Berichtslater als eine sehr große, zum Theil bewohnte, zum andern Theil mit Getreide besetzte Stadt, in der er zu seinem Erbauern Wünsen aus Samarand von Jahre 924 nach Christus, und aus Indien eingeführte Gemüze, wie Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken gefunden habe; ein Beweis für die Bedeutung des damaligen Handels der Mainzer. Sehr scharf kommen die Bewohner von Schleswig (Schwig) vor, die zum kleinsten Theil Christen, zum größten Theil Heiden seien. „Werden einem von ihnen Kinder geboren, so wirft er sie ins Meer, um sich die Abgaben zu sparen.“ Der Gehörg der Schleswiger sei ein Gebirg, das heraufkommt aus den Bergen, gleich einem Gebel der Kunde, nur nach westlich als dies. Der Verfasser des arabischen Reichs war wahrscheinlich Mitglied einer mauritanischen Gesandtschaft, die im Jahre 973 von Otto dem Großen zu Werseburg empfangen wurde.

Aus dem heiligen Rufstand. Man weiß, mit welcher strengen Trosten heututage in Anspruch alle die verfolgt und gemartert werden, welche sich den Anordnungen des

orthodoxen Glaubensregimentes widersetzen. Besonders hart geht man augenblicklich gegen Lutheraner und Protestanten vor. Die religiöse Unabundanz ist jedoch durch die Ueberlieferung bei den russischen Gewaltthätern heimlich. Die Kaiserin Anna, so schreibt man uns, besuchte den Lebertritt des Fürstenthums Galizien zur römisch-katholischen Kirche an den Angehörigen dieses Geschlechtes auf das Schimpfliche und mit erschütterlicher Grausamkeit. Einen Galizier machte sie zum Hofnarren und zwang ihn unter empörenden höchsten Strafen die Ueberlieferung an die Ueberlieferung mit einem Mädchen aus der niedrigsten Volksschicht. Es war im Winter 1740, über dessen Strenge man lange Zeit in ganz Europa sprach. Anna ließ aus Eis einen Palast erbauen und im Innern mit allen Bequemlichkeiten, aber ebenfalls aus Eis gefertigt, ausstatten. Sogar vier Kanonen und zwei Mörser hatte man auf diese Weise hergestellt und vor dem Palast aufgestellt, fast genau, um mehrere Schiffe daraus abzufahren. Aus den Fenstern mußten die Gewerksleute je einen Mann und eine Frau in der Hofstraßen schlafen, und mehr als dreihundert solcher Personen sollen vor dem feierlichen Palast vorüber und durch die Hauptstraßen der Stadt. Das Brautpaar welchen hierbei zuerst in einem großen Käfig eingeschlossen, erschien ein Elefant trag. Einige Gäste ritten auf Kamelen, andere fuhren zwei und zwei in Schlitzen, welche von Renthiere, Ochsen, Hunden, Bären, ja selbst von Schweinen gezogen wurden. In der Reithahn Drons, des ersten Winklings der Kaiserin, war ein Maul bereit, nach dessen Beendigung Nationalität aufgeführt wurden. Endlich brachte man die Feuerstätten in den Eispalast, legte sie in ein aus Eis künstlich hergestelltes Bett und zwang sie durch aufgestellte Wachen, es nicht eher als am anderen Morgen zu verlassen.

Ein edler Zwerg. Das „Erbschaft“ berichtet aus Wien: In dem Gohlhaufe des Herrn Karl Kreuz, Herrn Hauptstraße 135, fand vor einigen Tagen, wie alljährlich zur „Zweifelhenszeit“, ein großes Zwischengedächtnis-Wettessen statt, an welchem sich etwa zweihundert Personen beteiligten. Die Wirthin, Frau Kreuz, stellte zu diesem Zwecke über 200 Zwischengedächtnis her, und zwar auf böhmische Art aus Kartoffelstetig. Unter den Wettessern befanden sich auch zahlreiche Damen, welche den Feinden der Frau Kreuz alle Ehre anstehen. Eine aus fünf Zwischengedächtnis bestehende Portion sollte zehn Kreuzer. Ein Zwischengedächtnis hatte sich nachgehender — ein solches Portion an geschafft und bis auf die — Zwischengedächtnis aufgeführt. Nachdem dies geschehen war, bediente er sich noch dreier Knödel, von welchen einer seiner Tischgenossen in seinem Nadel nicht mehr Platz fand. Er hatte somit nicht weniger als achtundfünfzig Zwischengedächtnis vertilgt, womit er die höchste Leistung erzielte. Herr Schulz, der Mann mit den 66 Zwischengedächtnis, ein rühmlicher Tramway-Conducteur, hatte somit den ersten Preis, bestehend aus einem sehr schönen Doms-Dringel, gewonnen. Die nächste beste Leistung zeigte ein Kollege des Herrn Schulz, welcher vierzig Zwischengedächtnis verzehrte. Die Frau eines Tramway-Conducteurs Namens Metzner, genannt den Damenpreis. Sie hatte zum Erbauern aller — vierunddreißig Zwischengedächtnis gegessen, während es eine ihre Konkurrentinnen bloß auf zweiunddreißig brachte. Herr Schulz hat bei dem vorjährigen Wettessen mit achtunddreißig Zwischengedächtnis den ersten Preis gewonnen; seine Leistungsfähigkeit in dieser Richtung ist somit während eines Jahres um zwanzig Zwischengedächtnis gestiegen.

Patet Abraham a Sancta Clara, der Witbold auf der Kanzel, war nach der Ansicht, Politik verbeude den Charakter; er gab einmal folgende Erklärung des Charakters eines Politikers. Er sagte: „Gar weit entfernt davon, welcher ein Geheimniß suchen wollte in dem ersten Buchstaben des Wortes politicus. Dieser Buchstabe schiedt sich in alle Sättel. So man ihn gewöhnlich formirt, ist er ein p. Da man ihn umschlägt, ein q; daselbe aufwärts gestellt, wird zum b; dahinein man dies umkehrt, wird ein d. Und solcher Geistes soll vielleicht ein Politicus geartet sein, doch er sich sein in alle Modelle bewegen könne.“

Amerikanisches. Die Frau eines Ungelagten, der sein Ansehen von den Geschworenen erwartete, rief heftig vor Angst an der Thüre, durch welche die Zwischengedächtnis einfließen werden. Ein Thürhüter tritt heraus und die arme Frau fragt denselben mit bebenden Lippen: „Sind die Geschworenen zu Ende, haben sich die Geschworenen vereint?“ „Ja, endlich“, erwiderte der Beamte. „Die einen wollen Limonade, die anderen Lagerbier. Zuletzt hatten die Weintrinker die Majorität und ich muß mich beugen, Bier herbeizuschaffen.“

So ist's recht. Soldat (des Abends in der Kirche bei seiner Nöthin): „Wieder Kabbleich? Ich habe doch gesagt, du sollst mal Hammelbraten machen!“ Nöthin: „Aber die Herrschaft ist doch kein Hammelfleisch.“ — Soldat: „Nun — desto besser!“

# Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.

Nr. 224. Halle a. d. S., Freitag den 25. September 1891.

## Willenlos.

Roman von F. Haldem.

[20]

„Sei still!“ herrschte der Sohn sie an und mit einer wilden Annuth, die Beatrice früher so oft entzückt hatte, sein während der Krankheit zu lang gemordenes Haar zurückstülpend, bat er in kindlich verändertem Tone: „Erbarmen, Beatrice! Habe Mitleid mit mir um der Liebe willen, die du mir einst geschworen.“

D, wie sie diese Sprache, dies Wesen, jeden Zug noch kannte, so sehr er auch verändert war. Trotz ihres Entsetzens sagte sie sich: Er ist ein Kind des Todes! Und sie hätte sein Weib sein müssen, wenn sie nicht der Gebärte milder gestimmt hätte; aber dieses Gefühl wurde weit überwogen von der Empörung, daß er es wagte, sie an ihre Liebe zu erinnern. Er aber bildete sich ein, seine Worte, seine Erscheinung bewirten die weidere Neigung.

„Was wollen Sie von mir, Fritz Vahos?“ fragte sie aber hart und heftig: „Meine Liebe haben Sie schmachvoll genug belohnt.“

„Dich allein sprechen will ich. Sei barmerzig, Beatrice! Sieh, Gott führt dich hierher zu mir. Ich dachte nicht daran, deinen Weg zu kreuzen. Ich muß dich jerehen! Viel liegt zwischen uns — viel Unrecht — aber auch viel Mißverständnis. Höre mich an —“

„Nein, nein!“ wehrte sie ihn ab, und umflammerte Albrecht's Arm. „Ich kam, ich will nicht! — Fort! — Kommen Sie, Albrecht!“

„Du sollst! Du mußt! Was haben Sie sich zwischen uns zu drängen, Herr Baumeister!“ schaute Vahos, der viel zu schwach für eine solche Scene war.

„Sagen Sie mir, was Sie von der Gräfin wünschen, Herr! Ich werde nicht dulden, daß Sie eine Dame, die augenblicklich unter meinem Schutze —“

„Beatrice! Du siehst, ich bin krank! Warum suchte ich denn deine Nähe, warum hielt ich mich verstoßt? Ich wollte nur — ich — du hastest und verabschwört mich — und ich —“

Es war eine unmaßstäbliche, edle Geberde, die von Reue, bitterer Reue und wie ganz geliebener Liebe sprach. Graf Vahos wäre ein Schauspielers ersten Ranges gewesen, wenn er genöthigt. Und so krank und elend wie er war, trat seine einstige Schönheit heller wieder hervor.

Sie durchschaute seine Falschheit, sie hatte in der Zeit, da sie sein Weib war, ihn zu oft Komödie spielen sehen, demnach zögerte sie nicht.

„Gräfin, wenn jemals, so zeigen Sie heute Ihre Willenskraft!“ küßte Albrecht, der inständig Vahos errieth und der besonders den befalligen Blick ertrug, mit welchem die Witterung das Hum und Heden ihres Sohnes verfolgte.

„Ich habe nichts mehr mit Ihnen gemein, Graf Vahos, als den Namen, den ich mit Bedauern noch heute trage, lassen Sie mich gehen.“

Albrecht wollte Beatrice wegführen. Aber wie ein Panzer sprang der schwache, kranke Mann vor sie beide hin.

„Weib! Herzloses, schändliches Weib! Dein Kind wollte ich dir bringen, dein Kind —!“ schaute er.

Sie ließ einen gelassenen Schrei aus.

Hatte sie ja doch eben den Knaben jüngen hören, ihn spielen sehen. Und das war ihr Kind?

„Mein Kind? Mein Janos? So lebt er? Und mir wolltest du ihn bringen?“ rief sie mit einem Aufschluchzen, welches Albrecht die Thränen ins Auge trieb, und sah sich um nach dem Kleinen.

„Oho! Frau Gräfin, so war es nicht gemeint! Zum Dant für die Verachtung das Kind? Mein ist's, mein bleibt es!“ höhnlachte er und sah sie nichtig an.

Er war jetzt so schwach, daß ihn eine Thunmacht anzuzwängeln schien.

„Recht so, Franz“, rief die Mutter ihm zustimmend zu. „Das Kind — ich soll —? Janos, Janos!“ Beatrice lief fort, sie wollte sich ihren Sohn jetzt mit Gewalt erobern.

„Was ist? Was ist dir?“ traten ihr der Oberst und der Baron entgegen, die eben erst ankamen.

„Die Gräfin ist wahnsinnig!“ rief höhnlachend die Frau, die den unwillkürlichen Sohn mit beiden Armen umring und küßte.

„Vater, Dant! Das Kind! Es ist mein Kind! Seht! Ich nicht den kleinen Knaben? Meinem Sohn? Janos!“ rief Beatrice umberblickend und in solcher Aufregung, daß der Schrecken beider begründet war.

„Albrecht, was ist vorgegangen?“ rief der Baron. Der Oberst hielt Beatrice fest, die zitternd auf ihn einsprach und immer nach dem Kinde umberblickte, das verschwinden war. Beide Herren sahen blaß vor Entsetzen Albrecht an, er sollte Auskunft geben.

„Wir trafen unvermuthet.“ begann dieser und stockte sofort wieder, denn er sah in des Barons Auge schon dasselbe erschreckte Erstaunen, welches er bei Beatrice erblickt hatte.

„Konrade? Konrade Vahos?“ stammelte derselbe, nur die Hand, die ihren Sohn, der wie ohnmächtig in ihren Armen hing, mißsam löste.

„Ja, Konrade, Herr Baron! Konrade, die Sie und Ihre Tochter vermüthet! Von Ihnen ist uns nur Unglück gekommen! Das zimmerliche Nippchen, welches Sie meinem Sohn zur Frau gaben, hat ihm keine Stellung, kein Lebensglück, alles — alles gestohlet. Und da kommt sie her mit dem Kind und stößt ihn mit dem Fuß aus ihrem Wege. Arm und im Glend hind wir, aber den Janos haben wir! — Den Janos — und er mag mit uns in Glend untergehen! Fluch über Sie und Ihre Tochter!“

Es war kläglich! Der Baron, — wie immer! — stand vor der Wüthenden wie ein gerichteter Sünder, er, dem die Ankläger je unendliches Leid gebracht.

Der Oberst sah es — und während Beatrice Agnes entgegenflog, die Hände voll Blumen, daher kam, trat er zu seinem Bruder.

„Du thust am besten, mir das zu überlassen, was hier abzumachen ist; geh mir voran, Albrecht und ich kommen nach!“ sagte er scharf, und dabei dachte er, die Frau verabschwend: „Dies Gesicht sah ich erst vor kurzem!“

Der Baron ging nur zu gern. Stöhnend und gesterblich richtete Vahos sich empor.

„Das ist ja Holtmann!“ rief der Oberst. Ein Blick voll Schrecken aus des kranken Mannes Augen trafen ihn.

Seine Mutter fuhr eben zu zusammen. „Holtmann? Dies ist der Graf Franz Vahos — was wollen Sie? Wer kennen keinen Holtmann?“ rief sie ihn zu, sich um den Sohn bemüht.

Jetzt wußte es der Hofantant, sie waren es beide: er hatte sie damals in dem Restaurant und am Bahnhoff so genau gesehen.

„Es ist für den Augenblick nicht von Belang, welchen Namen Sie führen, Madame, das geht allenfalls die Gerichte an, nicht mich. Vorläufig haben wir nichts mehr mit einander zu thun. Ich erlaube Sie mir, die Gräfin Vahos, oder den Baron Vartenstein nicht weiter zu beunruhigen.“

„Sie haben nichts zu eründern, Herr.“ richtete sich der Kranke wieder auf. Er sprach mit matter, leiser Stimme, aber seine Augen sprühten. „Es wird sich finden, was wir mit den Herrschäften zu thun haben. Die Gräfin Vahos ist meine Frau, das sagt schon der Name, und mein Recht werde ich zu erlangen wissen —“

„Versuchen Sie es!“

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Genschel in Halle a. d. S.



Der Oberst ging. — Albrecht, der unruhig nach der Gräfin ausgedrückt, folgte ihm, indem er der Mutter im Weggehen sagte: „Ich werde Ihnen Hilfe schicken, Madame.“

Nach kaum zweihundert Schritten erreichten sie schon die Gruppe der andern. Beatrice saß, ungeschicklich enttäuscht aussehend und rasch hervorströmende Thränen trocknend, auf einem Grasenrand. Der Baron stand finster und starrte den biblischnen Jungen an, den Agnes zu einer Antwort zu überreden suchte und der trotzig und ohne seine Silbe auf alle Fragen antwortete.

„Ach, wie war Beatrice ihm entgegengekommen und er — hatte ihr Worte in einer fremden, gänzlich unbekanntem Sprache zugerufen, drohende Worte, und als sie dann vor ihm kniete und ihm sagte: „Janko, ich bin deine Mama!“ da hatte er häßig geantwortet: „Du lügst. Die andere lügt auch — ihr lügt alle!“

Es klang ein unbeschreiblich kalter, unfindlicher Ton aus dem reizend geförnten Kindermaul, und die dunklen Augen sprühten jernig.

Wie vom Wind verweht war die leidenschaftliche Aufregung Beatrice's; sie erhob sich mit entsetztem Blick von ihren Knien. Das war nicht ihr Kind! Ihr Kind hätte nicht so geantwortet, bildete sie sich ein.

„Küssen Sie den Kleinen laufen, Fräulein Agnes!“ sagte ihr Albrecht leise.

„Och!“ bedeutete sie das Kind, mit dem sie sich vergelblich bemüht hatte. „Och zu deinem Vater.“

Beatrice regte sich nicht, es zurückzuführen. Das Kind blieb stehen, es ging nicht. Es sah Agnes an mit einem Blick, der ihr doch zum Mitleid entlockte, voll Trost und Unglück. Sie vergaß diesen Blick nicht, und als sie sich später noch einmal umwandte, fand es noch immer da.

Tief verstimmt, unruhig und bedrückt kehrten sie spät nachhause zurück. Keiner wußte, was geschehen sollte, geschehen mußte.

Beatrice sah unbeschreiblich elend aus. Und Agnes hörte immer noch, wie Albrecht verzweiflungsvoll ihr zurief: „Sollen Sie denn nie zur Ruhe kommen, Gräfin?“

Wie sie Beatrice um diese Fingering beneidete! Wie sie Albrecht beklagte, denn was sollte man werden?

Sie blieben einweilen alle zusammen in Beatrice's Salon, dem einzigen Raume, von dem Agathe, an die übrigens niemand heute dachte, vollständig ausgegeschlossen war. Hier besprachen sie zum erstenmale — ohne Rücksicht — offen das Erlebte und was nun werden sollte.

Zum erstenmale auch wieder fanden Vater und Tochter sich in einem und demselben Gedanken und Wunsch vereinigt.

Der Baron ging feierhaft erregt auf und ab und sprach nur von dem Kinde, dem Knaben, seinem Enkel. Beatrice dankte ihm diese Regung seines guten, warmen Herzens auf das Innigste. Nun der erste Schreden über die kalte Abwehr des Kleinen vorüber war, sagte ihr die Vermuthung, daß sie nichts Besseres dabei erwarten können.

Der Oberst blickte weiter. Er fragte sich: Was hatte Mutter und Sohn bewegen können, sich so zu fügen vor dem Thore von Königshorn heimlich auf die Kauer zu legen? Zweifellos war das Geschehen, das stand fest, vermuthlich hätte man dieses Juch aus schon kennen gelernt, wenn Janko nicht so schwer erkrankt wäre. Jetzt erinnerte er sich, daß der Medicinalrath und Albrecht von den Besorgnissen des Hofstaates geredet hatten — daß sie arm zu sein schienen.

Natürlich! Was hätten sie denn anders gemollt? Beatrice hatte alles bezogen, was sie gehabt hatte. Dies aber schien nicht genügt zu haben. Wollte man einen größeren Coup ausführen? Waren sie mit Reiners im Bunde?

„Wenn es Geld wäre, was sie wollten, so kann man ihnen das Kind abkaufen,“ rief der Baron.

„Daran habe ich keine Sekunde gezweifelt,“ erwiderte sein Bruder. „Das Schlimmste wäre, wenn Janko den Stabtal so weit triebe, Beatrice gerichtlich zu belangen. Das wäre gerade, was uns noch fehlte.“

Die Gräfin fuhr auf; sie wollte leidenschaftlich sprechen, protestiren, bemühte sich aber mit unerwarteter Willenskraft und sagte langsam, innerlich nach Klarheit ringend: „Er ist krank; er ist jetzt nur noch ein willenloses Werkzeug in der Mutter Hand.“

„Willenlos? Das glaube ich kaum,“ warf der Oberst ein. „Sei es, wie es sei. Entsetz! es muß jemand hinüberfahren und mit ihnen verhandeln.“

„Sie werden viel Geld fordern!“

„Ja, das werden sie, und es hätte mir zu jeder andern Zeit besser gepaßt, den Beutel noch einmal von ihnen gründlich erleichtert zu sehen! Aber sei es drum, das Kind ist mein Enkel — können wir es erlangen, so — Ja, wahrlich, das wäre ein Glück für uns, für mich alten Mann noch eine Aufgabe, werth des Lebens!“ rief der Baron.

Er war sehr gerührt und erregt und umarmte Beatrice mit wiedererwachender Liebe.

„Albrecht mag mit ihnen verhandeln,“ sagte der Oberst. Es gelüthete ihn selber nicht nach dem fatalen Geheiß.

„Nicht Albrecht,“ protestirten Beatrice und Agnes gleichzeitig.

„Und warum nicht?“ fragte er erstaunt und sah sie befreundet an.

„Nein! Unmöglich! Keinenfalls er!“ beharrten sie, und ein Blick flog zwischen ihnen hin und her; der von Beatrice drang wie ein Messer in Agnes's Herz. O, sie verstanden sich nur zu gut! dachte sie und ahnte gar nicht, wie sehr sie die Meinung Beatrice's mißverstand.

Spät und keineswegs klar über die nächsten Schritte legten sie sich nieder.

Etwas eine Stunde nachher klopfte Beatrice an die Thür ihrer jungen Fremadin. Sie war schon im Bett gewesen, konnte aber nicht schlafen.

„Agnes, liebes Herz, vergieb mir — es läßt mich nicht Ruhe! Du sprichst so traulich mit meinem Janko — war er lieb und süßlich?“ fragte sie.

„Ja, Beatrice!“ klang die fast erstifte Antwort.

Erstaunt trat die Gräfin dem Bette näher. Agnes lag in Thränen gebadet.

„Agnes! Was ist dir, wem gelten diese Thränen?“ rief sie ahnend.

„Wenn anders als dir, dem Mitleid mit dir!“ war die rasche, bestimmte Antwort.

„Bist du auch endlich, liebes Herz? Du weinst auch gewiß nicht um eigenenummer?“ fragte sie jählich noch einmal und suchte tief in die feuchten Augen zu blicken, welche einen so traurigen Ausdruck hatten.

„Ich? Ich habe keinenummer!“ leugnete Agnes.

„Dann danke ich dir von ganzer Seele, meine Agnes. Gottlob! Aber wie wollest du auch Ursache zuummer und Thränen haben?“

„Und nachdem sie Agnes geküßt und umarmt, ging sie wieder.“

„Ja, wie sollst du wohl Ursache zu Thränen undummer haben!“ flüsternte Agnes bitter vor sich hin. Es war der erste Schmerz, der ihr Herz traf, aber es war ein tiefer, bitterer Schmerz.

Sie wußte jetzt, daß sie den Baumeister hätte sich haben können von ganzem Herzen und ganzer Seele und sie durfte es nicht, mußte ihr Herz zerschneiden, ihre Seele von ihm abwenden.

Und immer lächeln und vergnügt sein, damit niemand merkte, wie weß ihr zumüthe war.

In langen, schlaflosen Stunden machte sie sich klar, daß sie Herrn v. Albrecht von jetzt ab vermeiden müßte. Wozu sollte sie sich den Stachel immer tiefer ins Herz drücken?

(Fortf. folgt.)

### Abgefürst!

Eine Klein-, Bergsteige- und Bebesgeschicht.

Von Heinrich Landberger.

„Abgefürst! Abermals hat der Bergsteigeboort ein Opfer gefordert, eine Mordthat, die diesmal um so erschütternder auf uns wirkt, als dies Unglück einen unserer Mitbürger betroffen hat. Herr Doktor Wilhelm Röber, ein junger Arzt aus unserer Stadt, ist bei einer Besichtigung des Bergmanns allen vorliegenden Anzeichen nach abgetödtet und um's Leben gekommen. Der junge Mann, der sich auf einer Sommerreise nach den Alpen begeben hatte und in diesen Tagen zurückkehren wollte, wurde zuletzt in Berchtesgaden gesehen, wo er in dem bekannten Gasthose zur „Post“ abgetrieben ist. Von dort aus hat er auch über den Weg der Ramlauer Fahrstraße und der Engländer den Aufstieg unternommen. Einen Führer aber lehrte er trotz aller Warnungen ab, indem er sagte, daß ihm alle Wege und Stege nach dem Berge genau bekannt wären. Da Doktor Röber aber nach Verlauf von nun schon drei Tagen in seinem Gasthof nicht zurückgekehrt ist, so wird ein Unglück vermutet und ist das unheimliche Bürgermeisterrath telegraphisch beauftragt, wie das auch die Nachricht von dem Unglücksfälle bekräftigen, wie das auch kaum noch einem Zweifel unterliegt, so verkehrte mit in den Dapingeliebten eine ebenso lebenswichtige Persönlichkeit, wie auch eine künftige und zuverlässige Stütze der Wissenschaft. Unser Mitgeföhler und unsere tiefste Theilnahme wird das so in seiner Blüthe geblühte hoffnungsvolle junge Menschenleben an seine letzte Stätte geleitet!“

So klang es mit feingedruckten Lettern gleich an der Spitze des letzten Heftes im Morgenblatt, das wie auf so vielen andern Frühblätterlichen so auch auf dem Frühblätterliche des Meisters und Hausbesizers Herrn Fridolin Hempelmeier lag, und das Fräulein Minnie, heute die Erste am Tische, seihen zur Hand genommen hatte.

„Mama, Papa!“ schrie Fräulein Minnie auf und blieb wie eine Wille sonst sie in das Sopha.

Entsetzt eilten Mama und Papa herbei. Mein Gott, was gab es denn? Was gab es denn? Was gab es denn? Da stand etwas mit diesem schwarzen Traud.

„Alte!“ schrie nun auch Madame Hempelmeier auf und stieß in die andere Ecke, und nur Papa Hempelmeier selber befiel als ein Mann seine Fassung und Würde und sagte mit einem Schütteln des Kopfes: „Sm, hm, hm!“

Was nur sonderbar bei diesen „hm, hm, hm“, das war das, daß dieses „hm, hm, hm“ nicht so sehr einen großen Schmerz und eine tiefe Betrübnis auszudrücken schienen, sondern eher etwas ganz anderes. . . ja, um es gerade heraus zu sagen, mehr eher das pure Gegenstück, nämlich eine stille Freude und Genugthuung. . . und nur, wenn es verdammt nur in das Verhältniß des dieser Unglücksfällen an das Gans Hempelmeier knüpfte, des Väteren eigengewicht zu sein, nur dem war es möglich, dem schrecklichen Schmerz von Fräulein Minnie und dem verstorbenen Triumphgefühle, das sich so sichtbar und aller Christlichkeit zum Spohn auf dem Gesichte ihres Vaters malte, die richtige Deutung zu geben.

Wird es denn dem Berichterstatter aber wirklich nicht erlassen bleiben, diese alte, uralte Tragödie an dieser Stelle hier noch einmal zu wiederholen? Die Tragödie von dem jungen Mädchen und dem Jüngling, in diesen Falle Fräulein Minnie Hempelmeier und Doktor Wilhelm Röber, die sich in Liebe zu einander finden und sich in ewigen Hunden einander angehören wollen, bis das Verhängnis zwischen sie tritt, natürlich in Gestalt des unheimlichen Jankes, weil es den Vätern, statt um die Besorgnis nur um die Besorgnis stets zu thun ist. Die Prosa aber, was die in diesem Falle war? Ahn, Herr Hempelmeier sagte es dem jungen Manne mit trüben, dünnen Worten: „Erlauben Sie sich eine Witzigheit an, mein Lieber,“ sagte er zu ihm, „dann wollen wir uns wieder sprechen. Ein Arzt aber mit einer Witzigheit wie Sie, die nämlich gar keine Witzigheit ist. . . niemals wird das mein Schmelegelohn!“ Und somit, mein Herr Doktor, adieu! Adieu! Adieu! Verzeihen wir das süße Band und all ihr Glück, all ihre Hoffnung, all ihre Liebe. Eine Witzigheit! Wie sollte er an irgendeiner jungen Arzt heute noch zu einer Witzigheit kommen? So, wenn er später einmal sichig Jankes all war. Jetzt aber war er doch kaum dreißig. Also noch vierzig Jahre warten? Nun ja, was denn? Und hin war all ihre Hoffnung, ihr ganzes Glück. . .

Nur um sich zu gestreuen, seinen Gram zu vergeßen, nur darum hatte Wilhelm die Witzig gemacht. Auf den Bergen, in den Waldesklüften, dort wollte er von seinem Leid sich entladen. Wo aber waren die Berge höher, die Waldesklüfte düntler, einmüher als in dem kleinen Land Eitel, seinem Lieblingslande, das er konnte wie keine Witzigheit? . . . Am Anfang nächster Woche wollte er zurück sein! — Und nun, nun ist's ein Ende! Von neuen schluchzte Fräulein Minnie in ihr Trauerkleid hinein und barg ihr unglückliches Antlitz in die Arme, und vergebens versuchte auch Mama ihr einige Trostesworte zu sagen,

denn brauchte sie, mitleidig und barmherzig wie sie war, nicht selber allen Trost? Nur er, dieser Mann, den es uns hart genug ankam, Papa und Beier zu nennen, sollte, ein Heilen von Stein, mit gleichmüthiger Miene die Last an den Mund, und deutlich, ganz deutlich sprach es aus tiefem Innern: Gottlob, daß er nicht mehr geföhlich werden muß, dieser Mensch! Ein Arzt ohne Witzigheit! Ja, wenn er eine Witzigheit gehabt hätte. „Stütze der Wissenschaft!“ So stand's zwar in der Zeitung. Das aber stand, wenn erst die Leute tödt sind, dann immer in der Zeitung. Das kennt man schon. Und nun, nun war er todt. Gest, dieser Witziger ward Euch gelegen! Ein Arzt ohne Witzigheit! Und das sein Schmelegelohn? Jetzt erst ahnete er auf. Nun hatte das Geschick selber einen Kiesel vorgegeben. Nun erst konnte er sein Mitgeföhlschleiden wieder halten, in Ruhe und in Frieden und durch seine bösen Träume mehr geföhrt.

Es war kein Zweifel mehr. Doktor Wilhelm Röber, dieser arme, unglückliche, bebauernswürdige junge Mann war wirklich todt und hatte auf diese schreckliche Weise ein vorzeitiges, bebauernswürdiges Ende genommen. Seine Leiche war freilich noch nicht gefunden worden. Was aber wollte das sagen? Wer meinte, in welcher Gestalt sollte sie nun ruhe. Auch meinte ein neues Telegramm aus Berchtesgaden, daß von dem Verschollenen noch keine Spur vorhanden sei. Wäre also noch eine Hoffnung gewesen, so mußte jetzt auch ihr letzter Rest vergehlimmen. Wie konnte ein Mensch auch so ganz und gar verloren gehen, wenn ihm nicht eben ein Unglück zugestoßen war?

In allen Dingen, auf der Straße, im Kaffeehaue und im Witzigshaus betracht man das tragische Ereigniß. . . und es war merkwürdig, nur eine Stimme herrschte über den Verstorbenen. Die Stimme nämlich, was für ein droher und droher Mensch er gewesen war. Der Psychologe wird hier den Gimpohn erheben, daß dieses so günstige Urtheil nur einfach ein Ausfluß des Mitleids war und eine Besorgung jenes allbekannten Grundgesetzes, das man von den Todten nur Gutes sprechen soll. Auch soll es eine ganz alte und bekannte Weisheit sein, daß die Menschen erst dann über die Fehler und Mängel ihres Nebenmenschen ein Auge auszubringen pflegen, wenn dieser selber erst alle selber Augen zugedrückt hat und daß sie ihm erst dann seinen Stein mehr nachwürfen gewöhnt sind, wenn sie ihm die drei Schollen Erde nachgeworfen haben. Das aber alles zu unterlassen, das ist natürlich nicht unsere Sache. Genug, daß über diesen unglücklichen jungen Mann nur die eine Stimme herrschte, die ihn als den bravsten und wackersten Bürger bezeichnete, der jemals seine Steuern entrichtete und welcher der Stadt, welche die Ehre, ihn zu beerbergen genöth, zur höchsten Ehre und zum größten Ruhme gereichte.

Und sonderbar, höchst sonderbar! Auch noch ein anderes Gerücht verbreitete sich plötzlich. Nämlich das Gerücht, wie ganz vortrefflich sich der Verstorbene auch in wissenschaftlicher Beziehung, das heißt als Arzt, bewiesen und bewährt hatte. Schon das Morgenblatt hatte in seiner ersten Witzig diesen Umstand angedeutet. Merkwürdig freilich, daß man, so lange der Verstorbene noch lebte, so wenig von seinem Thun und Wirken vernommen hatte. Das aber machte seine Beiseitigkeit eben, denn die Beiseitigkeit, das war der lebenswichtigste von seinen Tugenden, Verborgen und unbekannt, so hatte er gearbeitet und gewirkt, vom Segen der Menschheit gemiebt und in aufopferndster Treue sich ihr hingegeben. Gewissenhaft und tüchtig, wie er am Krankenlager stets befunden worden war, so hatte er, wie jetzt mit einem Male bekannt wurde, auch einmal eine wunderbare Heilung vollbracht. Nichts Geringeres als den Willkürlichen Magenichmit hatte er an einem Patienten ausgeführt und glänzend war ihm die Operation gelungen. Aber nicht nur als Chirurg, wie sich jetzt immer mehr und mehr herausstellte, sondern auch bei inneren Krankheiten und vornehmlich auch in der Diagnose hatte er Außerordentliches, ja Hervorragendes und Glänzendes geleistet. So war der Fall von einem Kranken bekannt, der jahrelang gelitten und der vergebens alle großen Ärzte Berlin's, ja ganz Europa's konsultirt hatte, bis er durch Zufall zu Doktor Röber kam. Der sagte es ihm gleich und auf den Kopf. „Sie haben Zucker,“ sagte er und richtig! Er schickte den Kranken hin nach Karlsbad, und vier Wochen darauf, da kam er frisch und gesund wie ein Fisch aus Karlsbad zurück, und während all die anderen, die Verarmtheiten der ganzen Welt, ihn sterben lassen wollten, hatte ihm Doktor Röber das Leben getreitet, und durch seine Kunst, durch seinen Scharfsinn, durch sein Genie war er dem Tode entziffen. Und so wie diesen Kranken, so hatte Doktor Röber noch viele andere, in viele Wunderer, die sonst unrettbar verloren waren, erhalten und war ihr Wohlthäter geworden. Sein Leben aber, das konnte jetzt nur eine Thräne noch sein, die sie ihm nachwehnten in sein ungelammtes, sein entimmes und einiges Grab. (Schluß folgt.)

